

Nele Neuhaus schreibt als

# NELE LÖWENBERG

Sommer der Wahrheit

ROMAN

»Ich wollte mal  
etwas ganz anderes  
schreiben.«

NELE  
NEUHAUS

LESEPROBE

ullstein 

## Fairfield in Nebraska 1994

Der Tag, an dem ich zum ersten Mal in meinem Leben im Gefängnis landen sollte, war ein sonniger Freitagnachmittag Anfang Mai. Die Schule war um kurz nach drei aus gewesen, und Pam, Luke und ich hatten den Schulbus wegfahren lassen, um mit Red Christie in seinem 79er Ford Bronco zu unserem liebsten Treffpunkt zu fahren.

Langdons alte Getreidemühle war nicht viel mehr als eine dem Zerfall preisgegebene Ruine. Ein rostiger Maschendrahtzaun zog sich um das Gelände, auf dem seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts Generationen von Männern aus Fairfield und Umgebung ihr tägliches Brot verdient hatten. Vor zwanzig Jahren hatte die Genossenschaft eine neue Getreidemühle auf der anderen Seite der Stadt gebaut, da man es nicht für rentabel gehalten hatte, den alten Bau zu modernisieren. Ein Abriss war allerdings auch zu teuer, und so hatte man die alte Mühle einfach stehen lassen und nur das Tor abgeschlossen.

Wir hatten die verbotenen Reize der alten Gebäude, der riesigen kirchenartigen Hallen und Lagersilos im vergangenen Herbst entdeckt. Nirgendwo in ganz Fairfield konnte man so ungestört Musik hören, tanzen, quatschen, rauchen und heimlich Alkohol trinken. Die Jungs hatten an der Seite, die an den Fluss grenzte, ein Loch in den Zaun geschnitten, und so konnten wir unbemerkt über die längst stillgelegten, von Unkraut überwucherten Gleise in die Gebäude gelangen.

Jerry, der als Einziger von uns allen nicht mehr zur Schule ging, wartete an jenem Nachmittag schon auf uns, als wir uns durch den zerlöcherten Zaun quetschten. In unserer Clique war er eine Art Anführer. Er war der Sohn von Tom Brannigan, einem rothaarigen Iren, der von der besseren Gesellschaft Fairfields verachtet wurde, weil er zum Pöbel gehörte. Jerry arbeitete wie sein Vater bei Fairfield Ready Mix, dem Betonwerk, seine Mutter bewirtschaftete allein die winzige Farm, die diese Bezeichnung eigentlich nicht verdiente, und schuftete sich auf den paar Morgen Land beinahe zu Tode. Als Kind war mir die Armseligkeit ihrer Behausung nie aufgefallen, denn Tom Brannigan war ein unterhaltsamer und lustiger Zeitgenosse, wenn er nicht gerade getrunken hatte. Nach ungefähr fünf Gläsern Bier wurde er übellaunig, nach ein paar weiteren streitsüchtig, und man ging ihm besser aus dem Weg.

Jerry war der Älteste von sechs Geschwistern, er hatte nach der zehnten Klasse die Schule verlassen müssen, um Geld zu verdienen. Das war bitter für ihn, denn er war viel intelligenter als die meisten anderen Jungs, löste mühelos komplizierte Rechenaufgaben und war für sein Alter ungewöhnlich belesen. Ich schwärmte heimlich für ihn, seitdem ich acht oder neun Jahre alt war, und es stand für mich felsenfest, dass ich ihn eines Tages heiraten würde. Jerry war genauso rothaarig, wild und impulsiv wie sein Vater, jedoch ohne dessen irische Fröhlichkeit geerbt zu haben. Er haderte mit seinem Schicksal und war oft mürrisch, aber ich bewunderte ihn kritiklos. In meinen Augen war er ein Held, und obwohl er mir nie einen Beweis dafür geliefert hatte, glaubte ich an eine liebenswerte, großzügige und mitfühlende Seite seines Charakters unter seiner rauen Schale. Jerry verehrte seine Mutter und hasste seinen Vater, und genauso hasste er die Leute aus Fairfield. Auch die anderen aus unserer Clique stammten aus Familien, die meine Mutter mit der ihr eigenen Überheblichkeit als »Pack« be-

zeichnete. Mir war das gleichgültig. Obwohl ich damit gegen ein strenges Verbot meiner Eltern verstieß, traf ich mich regelmäßig mit Jerry, Red, Pam, Ronnie, Sandy, Luke und Karla in der alten Getreidemühle. Wir alle langweilten uns in Fairfield zu Tode und waren uns einig, dass die beste Straße unserer Stadt diejenige war, die aus ihr hinausführte. Niemand von uns konnte es erwarten, alt genug zu sein, um Fairfield und Nebraska hinter sich zu lassen.

Jerry hatte Bier besorgt und neue Batterien für unseren CD-Player. An diesem Nachmittag war er ganz besonders aufgebracht, und wir hörten geduldig zu, wie er ohne Punkt und Komma seinem aufgestauten Zorn Luft machte. Er schimpfte abwechselnd auf seinen Chef, den er für einen kleinkarierten Idioten hielt (womit er nicht ganz unrecht hatte), auf seine geistig minderbemittelten Kollegen (womit er ganz sicher recht hatte), auf seinen Vater, die Leute aus Fairfield, die Polizei, den Gouverneur und den Präsidenten.

Wir hörten ihm wie immer nur mit einem Ohr zu, warteten, bis er Dampf abgelassen hatte und wieder vernünftig war. Dann schmiedeten wir gemeinsame Zukunftspläne, hörten Musik, tranken lauwarmes Keystone light und machten uns über die Leute in der Schule und in der Stadt lustig, die wir verachteten.

Nach einer halben Stunde ging Jerry endlich die Luft aus. Er ließ sich auf das von weißem Mehlstaub überzogene Sofa fallen, das wir in einem der ehemaligen Büros entdeckt und in die große Halle geschleppt hatten, und versank in dumpfes Brüten, aus dem er nur hin und wieder auftauchte, um den einen oder anderen zynischen Kommentar von sich zu geben.

»Mann, du bist ja mal wieder mies drauf«, sagte Karla ungehalten, nachdem Jerry ihr einmal mehr über den Mund gefahren war.

»Du redest ja auch nur blödes Zeug«, entgegnete er gereizt.

»Du etwa nicht?« Sie funkelte ihn wütend an, aber bevor es zu einem Streit kommen konnte, drehte Red den CD-Player lauter.

Jerry schenkte mir eines seiner seltenen Lächeln, als ich nun mit Whitney Houston im Duett sang, und mein Herz machte einen glücklichen Satz. Er bevorzugte Bruce Springsteen, Huey Lewis und John Cougar Mellencamp und behauptete immer, den aktuellen Mist aus den Charts könne er nur ertragen, wenn ich dazu sang. Auch die anderen fanden, dass ich eine tolle Stimme besaß, und die Akustik in der Haupthalle der Mühle war einfach grandios. Ich schloss die Augen, sang aus voller Kehle und stellte mir vor, ich stünde auf der Bühne im Madison Square Garden in New York City vor ausverkauftem Haus.

»Die Bullen!«, rief Luke plötzlich, der an einem der fast blinden Fenster saß, und sprang auf.

»Scheiße!«, fluchte Jerry, schaltete die Musik aus und rüttelte mich an der Schulter. Ich brauchte ein paar Sekunden, um in die Realität zurückzufinden, und begriff erst, was los war, als das Tor mit einem quietschenden Ächzen aufging und das Auge des Gesetzes von Fairfield in Person von Sheriff Lucas Cyrus Benton mit dem Streifenwagen durch den mehligem Staub rauschte. Als Verstärkung hatte er seine gesamte Polizeiarmee aufgeboten: Alle vier Polizeiautos, die es im Madison County gab, fuhren hinter ihm her.

»Haut ab!«, schrie Jerry, und wir spurteten sofort los, während sich die Polizisten noch aus ihren Autos schälten. Wir kannten uns gut aus in der alten Getreidemühle, es gab einige Fluchtwege, die wir sicherheitshalber schon vor längerem ausgekundschaftet hatten. Hinter uns schrie Sheriff Benton Zeter und Mordio und schickte seine jüngeren und schlankeren Kollegen aus, uns einzufangen.

Obwohl mein Herz raste, musste ich lachen. Ich war noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten und kannte die Polizei nur als Freund und Helfer, deshalb fand ich, dass die ganze Situation nicht einer gewissen Komik entbehrte: Sieben bewaffnete Polizeibeamte keuchten mit grimmiger Entschlossenheit hinter einer Handvoll harmloser Jugendlicher her, als seien sie einer Horde gefährlicher Bankräuber auf der Spur. Pam und ich quetschten uns kichernd durch einen schmalen Lüftungsschacht und kletterten im Inneren des Schachtes nach oben auf das Dach des Hauptgebäudes. Von hier aus hatten wir einen guten Ausblick und beobachteten mit wachsender Fassungslosigkeit, wie zwei Polizisten Red und Jerry überwältigten. Sie stießen die Jungs zu Boden und legten ihnen Handschellen an. Da erst begriffen wir, dass es für Benton und seine Leute kein Spaß war, sondern bitterer Ernst. Wir hörten auf zu lachen.

»Scheiße, Sheridan!« Pam starrte mich aus aufgerissenen Augen ängstlich an. »Wie kommen wir hier weg? Mein Alter bringt mich um, wenn die Bullen bei uns auftauchen!«

Bentons Leute hatten die Getreidemühle umstellt. Sie führten einen nach dem anderen von uns ab, Pam und ich waren die Einzigen, die sie nicht erwischt hatten. Ich dachte fieberhaft über eine Fluchtmöglichkeit nach. Am besten erschien es mir, so lange in irgendeinem Versteck auszuharren, bis die Polizisten aufgeben und abziehen würden. Ich zerrte Pam von der Brüstung weg, aber es war zu spät, sie hatten uns bemerkt.

»Da oben sind noch welche!«, rief jemand, und Sekunden später knarzte Sheriff Bentons Stimme durchs Megaphon.

»Kommt runter! Sofort! Wir kriegen euch doch, also macht jetzt keine Scherereien.«

Pams Dad war streng, das wusste ich. Aber verglichen mit meinen Eltern war er die Güte in Person. Ich hatte weitaus Schlimmeres zu erwarten als Pam und dachte nicht daran, mich so einfach fangen und nach Hause fahren zu lassen.

»Komm«, zischte ich, aber Pam schüttelte meine Hand ab und blieb stehen – entweder aus Feigheit oder aus Vernunft. Also rannte ich allein los. Meine Chancen standen nicht schlecht, denn ich kannte mich bestens aus. Zwei Polizeibeamte kamen die rostige Metalltreppe hoch, einer ergriff Pam am Arm, der andere lief mir nach.

»Bleib stehen, Mädchen!«, rief er.

Ich dachte nicht daran. Flink wie ein Wiesel rannte ich zur anderen Seite des Gebäudes zu dem Schacht, aus dem früher das Korn in das Mahlwerk gelaufen war. Es gab kein Mahlwerk mehr, dafür aber die Möglichkeit, zu entkommen. Ich hörte die Schritte des Mannes und sein Keuchen hinter mir und riskierte einen Blick über die Schulter. Zu meinem Schrecken stellte ich fest, dass der Polizist schnell aufgeholt hatte und nur noch ein paar Meter von mir entfernt war. Das obere Geschoss der Getreidemühle war tückisch. Überall unter dem Staub und dem Schutt des verfallenen Gemäuers lauerten Löcher im Boden. Plötzlich ertönte ein gellender Schrei, und mein hartnäckiger Verfolger war verschwunden.

Das war nun wirklich kein Spaß mehr! Mir brach der Schweiß aus allen Poren, mein Herz raste vor Angst, aber ich lief weiter. Unten ertönte das Heulen der Polizeisirene, der Sheriff schrie irgendetwas durch sein Megaphon. Ich hatte den rostigen Förderschacht erreicht, kletterte hinein und hangelte mich fünf oder sechs Meter an dem wackligen Gerüst hinunter. Dabei zerriss meine Jeans am Knie. Unten in der Halle tauchten drei oder vier Männer auf, sehr viel eher, als ich erwartet hatte. Während ich auf den alten, porösen Förderbändern zum Ausgang der Mühle rannte, folgten sie mir und kamen bedrohlich rasch näher. Endlich war ich an der frischen Luft!

Ich blinzelte für ein paar Sekunden in das grelle Sonnenlicht, von links näherte sich ein Streifenwagen mit Sirene und

zuckendem Rotlicht auf dem Dach, ein zweiter folgte ihm, hinter mir schnauften meine Verfolger heran. Ich musste alles auf eine Karte setzen. Mit einem wagemutigen Satz sprang ich drei Meter in die Tiefe, missachtete den Schmerz, als ich mit dem Knöchel umknickte, und rannte so schnell ich konnte im Zickzack über den Hof, auf dem das Unkraut in hohen Büschen durch den Beton gewuchert war.

Die Streifenwagen gaben Vollgas. Plötzlich stand wie aus dem Boden gewachsen einer der Beamten vor mir. Zwei Meter vor dem rettenden Loch im Maschendrahtzaun versetzte er mir einen so groben Stoß, dass ich das Gleichgewicht verlor und stürzte. Innerhalb von Sekunden waren sie über mir, drei erwachsene Männer, außer sich vor Wut. Ich trat und schlug nach ihnen, aber sie waren stärker, zerrten meine Arme nach hinten, Handschellen schnappten um meine Gelenke. Ich lag auf dem Boden, meine Wange auf den heißen Beton gepresst, und schnappte nach Luft.

»Wen haben wir denn da?«, knautschte der Sheriff, der die Eigenart hatte, beim Sprechen den Mund nicht richtig aufzumachen. Mit seiner Spiegelbrille und dem weißen Stetson wirkte er sehr martialisch. Breitbeinig stellte er sich vor mich hin, schlenkerte seinen Gummiknüppel drohend hin und her und drehte mich mit der Fußspitze um. Zwei Polizisten zerrten mich auf die Füße.

»Ach nein!« Sheriff Benton nahm die Sonnenbrille ab und starrte mich aus seinen kleinen Schweinsaugen bösartig an. »Wenn das nicht die kleine Grant ist! Wie kannst du deinen Eltern so eine Schande machen und mit diesem Pack herumlungern?«

»Was geht Sie das an?«, fauchte ich wütend.

»Bringt sie zu den anderen kleinen Mehrtratten«, befahl er seinen Leuten, die mich grob vor sich her stießen.

»Warum machen Sie so eine Staatsaffäre daraus, dass wir



hier ein bisschen Musik gehört haben?«, schrie ich dem Sheriff erbost hinterher.

Das erste Mal in meinem Leben sah ich Polizisten mit anderen Augen, nicht als Helfer und Beschützer, sondern als Unterdrücker. Sheriff Benton blieb wie angewurzelt stehen und drehte sich zu mir um.

»Hüte deine Zunge, Fräulein.« Er ließ den Gummiknüppel unsanft gegen mein Schlüsselbein sausen. »Widerstand gegen die Staatsgewalt ist eine ernste Angelegenheit. Genauso wie unbefugtes Betreten eines Privatgrundstücks. Außerdem kannst du zu Gott beten, dass sich mein Kollege nicht ernsthaft verletzt hat, als er durch die Decke gebrochen ist. Denn dann bist du auch noch wegen fahrlässiger Körperverletzung dran. Hast du das verstanden, he?«

Ich schwieg trotzig. Die anderen Polizisten kamen näher und bildeten drohend einen Ring um uns.

»Ob du mich verstanden hast?«, wiederholte Sheriff Benton.

»Ich hab nur verstanden, dass Sie uns schikanieren«, erwiderte ich störrisch. »Wir haben doch nichts anderes getan als Musik gehört. Waren Sie denn nie jung?«

»Ihr habt Bier getrunken und geraucht!«, brüllte der Sheriff unversehens. Sein feistes Gesicht war krebsrot, sein Doppelkinn schwabbelte. »In einem Gebäude, das wegen Einsturzgefahr seit Jahren gesperrt ist! Das ist *verboten!* Von Schikane kann keine Rede sein! Und wenn du nicht abgehauen, sondern sofort brav mitgekommen wärest, dann hätte ich es vielleicht bei einer Verwarnung belassen. Aber so kommst du mit und bleibst im Kittchen.«

Er drehte sich um.

»So«, rief er laut. »Schluss mit dem Theater. Bringt das Pack auf die Wache. Miss Grant fährt mit mir!«

Unversehens fand ich mich auf der anderen Seite des Gesetzes wieder und erfuhr am eigenen Leib, wie erniedrigend es